



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Heiraten unter den Kaffern.

auf die äußeren Eindrücke angewiesen sind, trifft dies in erhöhtem Maße zu.

Ganz besonders erwünscht wären uns für Mariakutschig eine lebensgroße Statue der schmerzhaften Muttergottes, sowie des göttlichen Herzens Jesu, die 14 Kreuzwegstationen, ein Harmonium und würdige Paramente. Des innigsten Dankes und eifrigen Gebetes der Missionsmitglieder sowohl wie der schwarzen Neubekehrten dürfen alle unsere Wohltäter stets versichert sein.

Ostern in Monte Cassino (Rhodesia).

Schon mehrfach war im Bergischmeinnicht die Rede von Monte-Cassino, unserer zu recht schönen Hoffnungen berechtigenden Missionsstation in Rhodesia. Besonders schön gestaltete sich daselbst das diesjährige hochheilige O f f e r f e s t.

Schon am Charjamstag kam aus den Kafferdörfern, welche zum Teil 3 bis 5 Stunden von hier entfernt sind, eine ganze Schar heidnischer Knaben und Mädchen hieher, um mit uns das hl. Osterfest zu feiern. Sie waren in Begleitung eines Christen und zogen unter dem fröhlichen Gesang eines Muttergottesliedes bei uns ein. Ihr erster Gang galt der Kirche, wo sie gemeinschaftlich mit großem Eifer beteten; dann ging es zur Begrüßung des Hochw. P. Direktors und der Missionschwestern, wobei sie den lebhaften Wunsch äußerten, hieher kommen zu dürfen, um da zu lernen. Doch leider fehlt es uns gegenwärtig noch an einer Schule, und somit mußten wir sie mit ihrem Anliegen auf die Zukunft vertrösten.

Am hohen Osterfeste war unser Missionskirchlein so voll von frommen Besuchern, wie man es noch nie gesehen hatte. Bei der ersten hl. Messe, die um 6 Uhr morgens gelesen wurde, gingen sämtliche Christen unserer Station vollzählig zur hl. Kommunion. Bei der zweiten hl. Messe (1/29 Uhr) sangen die Kinder in ihrer Muttersprache verschiedene Osterlieder, denn wegen Mangel eines Harmoniums war es uns bisher noch nicht möglich gewesen, die eigentlichen Messgefänge mit ihnen einzuüben. Abends war dann noch sakramentaler Segen, bei welchem sich abermals die ganze Schar vollzählig einfand. Desgleichen war am Ostermontag die Beteiligung am Gottesdienst eine höchst erfreuliche.

Nach demselben schickten sich die Fremden zur Rückkehr an, denn viele von ihnen hatten, wie gesagt, einen weiten Weg vor sich. Beim Abschied gaben sie ihrer Freude über das schöne Fest lauten Ausdruck und versprachen bald wieder zu kommen. Bevor sie jedoch die Station verließen, versammelten sie sich noch einmal in der Kirche zum gemeinsamen Gebet und sangen einige Lieder. Unser Wunsch ist nur, daß diese guten Kinder in ihrem Eifer auch beharren möchten.

Acht Tage darauf — am weißen Sonntag — war in Monte Cassino die Feier der 1. hl. Kommunion. Die Zahl der Erstkommunikanten war zwar in diesem Jahre nicht sehr groß, um so mehr erbauten wir uns dagegen an dem Eifer und der Andacht dieser Kinder. Unsere ganze Station war, soweit unsere bescheidenen Verhältnisse es eben erlaubten, festlich geschmückt und besaggt. Gegen 9 Uhr wurden die Erstkommunikanten prozessionsweise abgeholt und in die Kirche geführt, wo sie ihren Ehrenplatz ganz in der Nähe des Altars erhielten. Man konnte ihnen das Glück und die Freude vom Gesicht ablesen.

Auch diesmal war unser Missionskirchlein von zahlreichen Heiden besucht, die mit sichtlichem Staunen Zeugen der schönen Feier waren. Bei Beginn der hl. Messe wurden einige passende Lieder gesungen; nach dem Evangelium hielt der Hochw. P. Superior eine Ansprache an die Erstkommunikanten und nahm die Erneuerung der Taufgelübde vor. Daran reiheten sich die Vorbereitungsgebete auf die hl. Kommunion. Nach derselben sangen die übrigen Gläubigen das bekannte „Jesus dir leb' ich“ usw. in der Maschona Sprache.

Die Kommunikanten verweilten noch längere Zeit zur Dankagung in der Kirche und wurden sodann von zwei Jährlichen zur Wohnung geleitet, wo ein bescheidenes Frühstück für sie bereit war. Kurz darauf ging es wieder zur Kirche zum gemeinsamen Rosenkranz; den ganzen Tag über waren sie am liebsten allein und unterhielten sich über das Glück des großen Tages. Mögen die Blüten und Knospen, die sich da in ihrem Seelengarten angelegt, im Laufe der Zeit recht viele und schöne Früchte tragen! —

Unsere Station ist noch jung, allein ich kann unsere Neuchristen nur loben wegen des Eifers, mit dem sie zu den hl. Sakramenten gehen. Da ist kein Sonnenoder Feiertag, an welchem nicht viele dem Tische des Herrn sich nahten. Solange aber dies der Fall ist, darf man auch sonst das Beste von diesen guten Leuten hoffen.

Zum Schluß erlaube ich mir die Bitte, unsere geehrten Freunde und Wohltäter möchten auch in Zukunft unsere junge Christengemeinde fleißig durch Gebet und Almosen unterstützen, damit immer mehr getreue Schäflein dem guten Hirten zugeführt werden.

Heiraten unter den Kaffern.

(Fortsetzung.)

In kleineren Kolonien, wie z. B. in Natal, macht sich europäischer Einfluß in stets wachsender Weise geltend, weshalb in solchen Distrikten die Heirat — wir reden hier selbstverständlich von rein heidnischen Trauungen, nicht von christlichen — in ganz anderer Weise vorgenommen zu werden pflegt, als es nach dem alten Kaffergesetze üblich war.

Das Mädchen bringt ihren Auserwählten vor den Häuptling, der sich bei seiner Sibaya (Biehfraß) postiert. Um der gesellschaftlichen Form zu genügen, fragt er die Braut, ob sie den hier gegenwärtigen Mann aus Liebe heirate, oder nur gezwungen. Die Gefragte antwortet, sie nehme ihn aus Liebe, wenn sie vielleicht auch innerlich ganz anders denkt. Nun vereinigt der Häuptling die Hände der beiden Brautleute, berührt sie in leichtem Schlag mit einem Stock und spricht: „Niemand soll euch auseinander-trennen!“

Das Mädchen gibt ihrem Manne, zweien seiner Freunde, seinen anderen Weibern und seiner Mutter Geschenke. Ist ihr Vater vermögend, so spendet sie wohl auch dem Häuptling einige Ochsen. Zuweilen geben diese Gaben auch Zeugnis von der allmählich vordringenden Zivilisation; so ist mir z. B. ein Fall bekannt, bei dem folgende Artikel verabreicht wurden: Für den Mann ein europäisches Hemd, für dessen beide Freunde zwei alte Militärrocke, für des Bräutigams ältere Weiber Petroleumslämpchen und Hals-tücher nebst Perlengeschmeide und einigen Federn.

In längst vergangenen Zeiten wurden die Ehebündnisse durch die Hausmutter des Kraales geschlossen. Sie breitete dem Mädchen ein Tuch über

die Brust, worauf daselbe im Kraale des Mannes etwas Milch zu trinken bekam. Während sie trank, riefen die Umstehenden laut: „Sie trinkt die Milch! Sie trinkt die Milch!“

Nun gab man der Braut eine Unterweisung, worin namentlich die Mahnung zum Stillschweigen vor- kam: sie solle unter allen Umständen schweigen, selbst wenn sie der Zauberei angeklagt würde, und man ihr als Zeichen der Anklage Asche auf das Haupt streute. Zuletzt erhielt sie als Geschenk einen Besen, einen Topf und einen Mahlstein,*) während der Mann mit einem Affegai und einer Art bedacht wurde.

Ehescheidung.

Leider kann bei heidnischen Kaffern eine ganz geringe Veranlassung zu einer Ehescheidung führen.

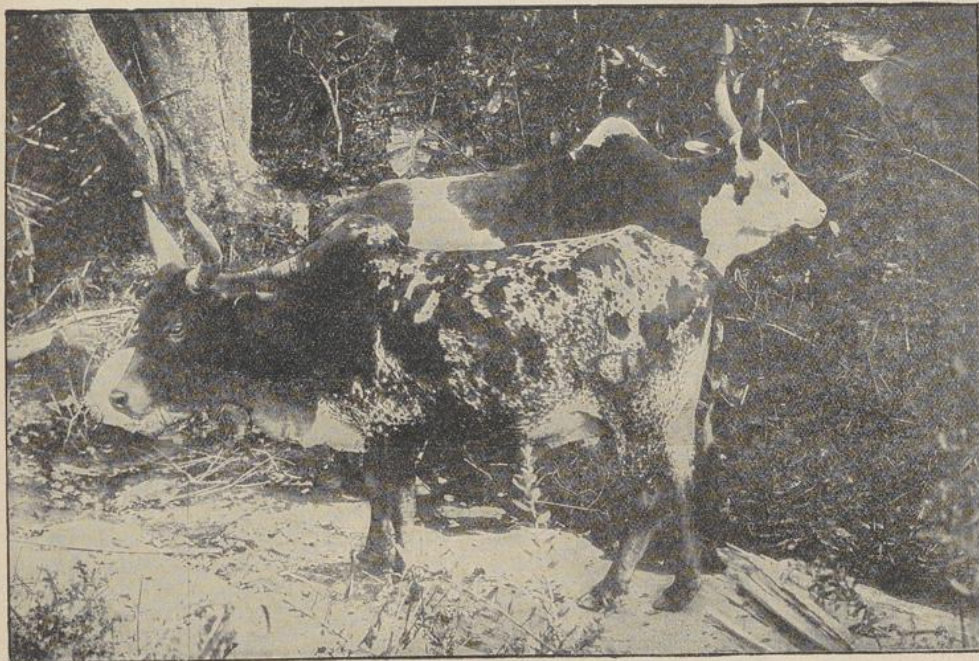
ja dem Kaffer über alles geht. Ist dieser Punkt geregelt, so kann bei ihm eine Kleinigkeit zur Ehescheidung führen.

Die kaffrische Witwe.

Bei einigen Kaffernstämmen nimmt der Bruder des verstorbenen Mannes die Witwe, um diesem seinem Bruder Nachkommenschaft zu erwecken. So ist es Brauch bei den Zulus, Swasis und Pondos, nicht aber bei den Tembus und Gaikas.

Hat die Witwe Kinder und will sie zu ihrem Vater zurück, so muß sie dieselben bei den Anverwandten ihres verstorbenen Mannes lassen; doch selten findet sich ein Weib dazu bereit.

Will der Bruder des verstorbenen Mannes die Witwe nicht heiraten, so kann er sie einem jungen Mann



Sebuohjen.

Kommen die Angehörigen des Weibes zu der Meinung, daselbe werde unwürdig behandelt, so können sie das Weib wieder nach Hause zurücknehmen und dabei die Herausgabe des Lobola-Viehes verweigern. Umgekehrt, faßt der Mann eine Abneigung gegen seine Frau, oder bleibt sie kinderlos, so kann er sie entlassen und das für sie bezahlte Vieh zurückfordern.

Auf Ehebruch steht gesetzlich die Todesstrafe für die Frau. Doch kann sich der Mann auch mit einer Straftenschädigung begnügen, oder mit Entlassung der Frau und der Zurückforderung des gegebenen Viehes.

Die Milchwirtschaft besorgt bei den Kaffern der Mann. Wagt es nun die Frau, Milch aus dem Behälter zu nehmen, so kann sie der Mann nach Gutbefinden entlassen. Sein Vieh jedoch kann er nicht zurückfordern, falls sie ihm Kinder geboren hat, denn die Kinder bleiben ihm. Der Hauptpunkt dreht sich da, wie man sieht, immer um das Vieh, das

*) Die Kaffernweiber mahlen bekanntlich die Maistörner zwischen zwei Steinen.

überlassen, der aber auf die Kinder, die sie ihm etwa schenkt, kein Eigentumsrecht hat.

Keht eine Witwe zu ihrem Vater zurück, ohne daß sie ihrem Manne Kinder geboren, so muß das für sie bezahlte Vieh den Anverwandten ihres Mannes zurückerstattet werden, denn sie hat ihrer vornehmsten Pflicht als Ehefrau nicht genügt. Nimmt aber irgend- einer so eine Witwe zur Frau, so müssen die Anverwandten dieses Lobola-Viehs wieder herausgeben; denn der Umstand, daß die Frau einen neuen Bewerber findet, gilt als klarer Beweis, daß deren erste eheliche Verbindung keine Mißheirat war; denn welcher Kaffer wollte ein Weib heiraten, das auf solche Weise gebrandmarkt ist.

In der Regel wird eine Witwe weiter mit Kindern gesegnet, doch werden letztere, wer auch ihr Vater sein möge, immer als Abkömmlinge ihres verstorbenen Mannes angesehen. Auch sei noch bemerkt, daß eine Witwe in der Regel zu einem niedrigeren Preise ver- geben wird, als ein noch lediges Mädchen. Bei der Regelung all der Fragen, die möglicher Weise wegen Nachkommenschaft und Zahlung des Lobola-Viehes auf-

tauchen können, kommen so viele Punkte in Betracht, daß ein Kodex von dem Umfange einer Enzyklopädie notwendig wäre, um sie alle zu fassen, und es bräuchte einen alten, wohlverfahrenen Kaffern, diesen Kodex herzustellen.

Im allgemeinen ist die Kaffernfrau für die Polygamie eingenommen. Kommt z. B. ein Weib, das ein Duzend „Schwestern“ hat, — so nennen die Kaffernfrauen die Nebenweiber ihres Mannes — zu einer anderen Frau, welche die einzige Gattin ihres Mannes ist, so fragt sie verwundert, ob sie sich denn nicht recht einjam fühle in ihrem kleinen Heime? Sie selbst natürlich hat sich über Mangel an Gesellschaft nicht zu beklagen.

Selbst auf den Europäer, der einen großen Kraal besucht, wie z. B. den Königskraal im Swasiland, wo sich in buntem Durcheinander Hunderte von Hütten aneinander reihen, übt das gesellige Leben, das er an solch' einem Plage findet, einen eigentümlichen Zauber aus. Er denkt vielleicht an seine Universitätsjahre zurück und sucht sich in den Gedanken hineinzufinden, daß es doch etwas Großartiges sein müsse, eine tausendköpfige Verwandtschaft zu haben, so gegen 30 Mütter mit über 100 Brüdern, von welchen jeder wieder ein Duzend Weiber mit so und so vielen Kindern hat. Da gibt's fürwahr eine Abwechslung, und jeder Tag weckt neue Interessen.

Doch solche Verhältnisse werden auch in Südafrika immer seltener. Ein Grund hievon ist schon der, daß jetzt nicht mehr so viele Männer im Kriege getötet werden, wie das früher bei den endlosen Kämpfen unter den Eingeborenen der Fall war. Es wird allmählich schon eine Ausnahme, Männer mit mehr als einer oder zwei Frauen zu finden. Die große Mehrzahl muß sich mit einem Weibe begnügen, und nur die Häuptlinge und sonstige hervorragende Persönlichkeiten können große Haushaltungen führen.

Zum Schlusse seien noch einige Sprichwörter erwähnt, die unter den Schwarzen über das eheliche Zusammenleben kursieren. Da heißt es z. B. „Das hübscheste Mädchen bekommt oft den häßlichsten Mann.“ Wir würden etwa sagen: „Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten.“ Oder: „Er war in solcher Wut, daß er eine Kröte heiratete.“ Letzteres pflegt man überhaupt von einem Mann zu sagen, der im Zorn etwas sehr Unüberlegtes tut. Uebrigens kann der Mann auch seinen guten Grund gehabt haben; z. B. heiratet mancher ein widerliches Weib bloß seiner ersten Frau zum Trost; er will sie, die Unbotmäßige, durch eine bissige Rivalin zu Paaren treiben.

Ein anderes Sprichwort lautet: „Endlich hast du Hochzeit gemacht, Bräutigam!“ So pflegt man von einem Menschen zu sagen, der ungebührlich lange braucht, bis er in einer Sache schlüssig wird.

„Ein Stecken hat keinen Kraal,“ will sagen: ein Mann, der sein Weib schlecht behandelt, wird schließlich eine andere Frau und große Nachkommenschaft bekommen. „Messer und Fleisch können nicht zusammen aushalten“ ist Warnung gegen Unfriede und Ehebruch.

(Fortsetzung folgt)

Aus meinem Tagebuche.

Von Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Emaus, 17. April 1909. — Heute kam ein halb bekleideter Kaffernbursche hieher und verlangte umuti (Medizin) für seinen Bruder, der von einer

giftigen Schlange in den Fuß gebissen worden war. Das ganze Bein sei sehr angeschwollen, sagte er, man möge gleich kommen und ein Gegenmittel bringen.

Da war keine Zeit zu langen Beratungen und Ueberlegungen. Ich ließ das Pferd satteln — auch der Bote war beritten — verschah mich mit einigen Bandagen und Medicinen und machte mich auf den Weg.

„Wie weit kann es ungefähr sein?“ — „Wir wohnen da drüben hinter jenen Bergen, mitten in der „Lokation.“ — Nun, genau war diese Ortsangabe gerade nicht, nur soviel war mir klar, die Entfernung war eine beträchtliche, und ich konnte mich auf allerlei gefaßt machen.

Wir ritten also in schnellem Tempo in die Berge und Schluchten hinein, welche den Zibisfluß auf weite Strecken umgeben. Einigemal mußten wir absteigen, dann ging es so steil bergauf und bergab, daß es unmöglich war, mit dem Pferd voranzukommen. Zweimal durchquerten wir den Zibisfluß, einmal kamen wir an einem prächtigen Wasserfall vorüber, wo sich der Fluß mit brausendem Getöse in die gährende Tiefe stürzte. Wir warfen einen Blick nach rückwärts auf den Weg, den wir gekommen, und sahen mit Staunen, wie die grauen Felswände Mauern gleich in die Höhe stiegen und die darüber liegenden Bergabhänge sich wie die steilen Giebelböden einer Kisenstadt in langer, langer Reihe übereinander türmten.

„Wo ist der Kraal, zu dem wir reiten?“ — „Gleich da drüben; schon kann man ihn mit bloßem Auge sehen!“ — Doch da ist zunächst noch ein tiefes Tal zu durchqueren, dann geht es drüben steil bergauf, es kommt nochmals ein Wasserlauf, dann noch ein Hügel oder zwei, und endlich, endlich — die Sonne hatte den Zenith schon überschritten — waren wir an Ort und Stelle.

Die Leute waren alle anständig bekleidet und machten auf mich einen günstigen Eindruck. Es waren keine reinen Heiden mehr; man merkte schon den Einfluß europäischer Kultur; fand ich doch vor dem Kranken eine „spanische Wand“, die man dadurch hergestellte hatte, daß man eine weiße, nagelneue Wollbede an einer querlaufenden Schnur befestigte, um den Patienten gegen neugierige Blicke und das Sonnenlicht zu schützen.

Ich untersuchte den Fuß und fand das Bein, wie mir schon der Bote gemeldet hatte, bis oben hoch angeschwollen. Am Unterschenkel hatte man mit Glascherben Einschnitte gemacht, die Biszwunde zeigte ein großes, tiefes Loch und über dem Knie sollte ein fest zugeschnürter Grasstrick das weitere Vordringen der Vergiftung verhindern. Ich reinigte zunächst die Wunde, legte eine in Del getauchte Kompresse darauf und verband den Fuß.

Als Lohn bot man mir ein großes, rohes Stück Fleisch an, das in eine Strohmatten eingewickelt war. Ich lehnte es dankend ab und beeilte mich, den Rückweg anzutreten. Kurz vor Sonnenuntergang war ich wieder in Emaus. Zum Abendessen brauchte man mir keinen guten Appetit zu wünschen; er stellte sich von selber ein, denn ich hatte den ganzen Tag über nichts genossen; nur ein paarmal hatte ich versucht, mit der hohlen Hand einen Schluck Wasser aus dem Zibisfluß zu nehmen.

Drei Wochen später fühlte ich einen unwiderstehlichen Drang in mir, wieder einmal meinen Patienten zu besuchen, von dem ich seitdem nichts mehr gehört hatte. Ich wußte zwar, daß mich der Besuch nach